Iulian Ciocan
Bevor Breschnew starb

IULIAN CIOCAN

BEVOR BRESCHNEW STARB

ROMAN

ÜBERSETZT UND HERAUSGEGEBEN
VON JULIA RICHTER

EDITION
Noack & Block

Umschlagabbildung: © Vladimir Safulin

Diese Publikation wurde ermöglicht durch die großzügige Unterstützung des Rumänischen Kulturinstituts, Bukarest (Institutul Cultural Român, Bucureşti).

INSTITUTUL CULTURAL ROMÂN

Originalausgabe: *Înainte să moară Brejnev* © Iulian Ciocan, 2007
German edition published in arrangement with Ilustrata Agency.

ISBN 978-3-86813-228-1

© Edition Noack & Block in der Frank & Timme GmbH
Berlin 2026. Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk einschließlich aller Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes bedarf der Zustimmung des Verlages. Das gilt insbesondere auch für Vervielfältigungen, Übersetzungen, die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen, Text- und Data-Mining sowie Einsatz und Training von KI-Systemen.

Herstellung durch Edition Noack & Block
in der Frank & Timme GmbH,
Wittelsbacherstraße 27a, 10707 Berlin
info@frank-timme.de
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

www.noack-block.de

Meinen Eltern,
an deren Seite ich diesen »Roman« durchlebt habe.

ANDERE DINGE

Für Georges Perec,
der leider nicht mehr am Leben ist.

Olga Leonovna rang sich schweren Herzens dazu durch, das Elternhaus zu verkaufen, das sie nach dem Tod ihrer Großeltern geerbt hatte. Vladimir Vladimirovici lieh sich von seinen Bekannten nach zermürbenden Verhandlungen eine ungeheure Geldsumme. Und so erhielten Iulians Eltern im Sommer 1967 eine Wohnung in einem neuen Wohnblock im Stadtteil Rîșcanovca, die gerade erst bezugsfertig geworden war. Sie hatten nur die Hälfte des Kaufpreises der Wohnung aufgebracht, den verbleibenden Betrag mussten sie innerhalb von zehn Jahren abbezahlen. Das bedeutete jahrelange Schinderei, und dennoch waren sie glücklich. Sie waren keine Parteimitglieder, keine Funktionäre, keine Volksschriftsteller und auch keine hochqualifizierten Ingenieure aus Nowosibirsk oder Omsk, denen man irgendwann mit Sicherheit kostenlos eine Wohnung zugeteilt hätte. Sie wussten: Unter dem Druck der Verhältnisse konnten sie nur durchhalten, wenn sie sich auf ihre eigene Hartnäckigkeit verließen.

Während der ersten Monate, in denen sie auf einem abgewetzten Klappbett mitten in dem kahlen, nach Kalk riechenden Zimmer schliefen, kam ihnen die Wohnung geradezu geräumig vor. Der Zweifel stellte sich an dem Tag ein, als sie ihre Habseligkeiten in die Wohnung schafften. Ihre Wohnung, deren 41 Quadratmeter sie zahllose Male nachgemessen hatten, bestand aus einem

winzigen Vorraum, einer beengten Küche, einem mittelgroßen Schlafzimmer, einem Allzweckraum – Wohnzimmer und Gästezimmer in einem – und einem Balkon, der Jahre später zu einer modrigen Erweiterung der Bibliothek verkommen sollte. Nach und nach fraßen Kühlschrank, Fernseher, Betten, Stühle, Sessel, Schränke, Nachttische und die Anrichte – beinahe alles auf Kredit angeschafft – den freien Raum auf und machten jede Bewegung mühsam. Die Wahrheit, die sie anfangs verdrängten, – dass diese Wohnung mit Durchgangszimmern den Gipfel ihrer Möglichkeiten darstellte, dass ihnen eine wirklich geräumige Wohnung für immer verwehrt bleiben würde – machte sie unrettbar zu Gefangenen eines nutzlosen, zermürbenden Rituals. Mindestens einmal im Vierteljahr schoben sie die Möbel von Neuem hin und her, in der Hoffnung, jene vollkommene Ordnung zu finden, die ihnen zwei oder drei lebenswichtige Quadratmeter zurückgeben könnte. Sie stritten endlos darüber, ob der Schrank nicht den Platz des Bettes einnehmen und das Bett dorthin rücken müsse, wo auf dem Nachttisch der Fernseher mit dem schlechten, flimmernden Bild thronte; sie begleiteten ihre Worte mit energischen Gesten, und nicht selten endete alles in einem Streit. Sie rissen eine dünne Wand ein, stellten den Kühlschrank in den Flur und versuchten, den verglasten Balkon in ein kleines Zimmer zu verwandeln, indem sie dort einen zusätzlichen Heizkörper installierten. Am Ende blieb ihnen nur die bittere Einsicht, dass sich ihre 41 Quadratmeter nicht um eine einzige Handbreit erweitert hatten. Sie mussten Möbel anschaffen. Der Wunsch danach war unaufhaltsam und nur allzu verständlich. Doch sie riskierten, sich eines Tages in einem bedrückend engen Käfig wiederzufinden.

Als Oma Sanea zu ihnen zog, wurde der Platzmangel vollends zur Qual. Die älteste Schwester der Mutter war erst seit Kurzem pensioniert und stand nach dem Tod ihres Mannes, mit dem sie keine Kinder gehabt hatte, praktisch auf der Straße. Die Angehörigen des Toten setzten sie vor die Tür und erzählten herum,

Oma Sanea versuche, sich mit unlauteren Mitteln fremden Besitz unter den Nagel zu reißen. Sie nahm es hin, weil sie keine Gaunerin war und ihren Mann aufrichtig geliebt hatte. Die Wogen des Lebens hatten sie weder verbittern noch verzweifeln lassen; auf beinahe wunderbare Weise war ihre innere Ruhe unversehrt geblieben. Außer einer Ikone hatte sie nichts bei sich, und gerade die brachte den Pionier Iulian auf die Palme. Der Junge stemmte sich mit aller Kraft dagegen, zitierte die Lehrbücher, die gegen die Religion wetterten, weinte sogar und verkündete unter schwerem Schluchzen, er werde keinen Bissen anrühren, solange dieses Werkzeug der Weltbourgeoisie nicht in der Mülltonne lande. »Sei bloß still, du Rotzlöffel! Das ist nicht dein Haus, also hast du hier nichts zu entscheiden!«, brüllte der Vater, drohte ihm mit der Faust und zwang ihn, seine Hausaufgaben zu machen – nämlich genau jene Schulbücher zu lesen, die den Atheismus des Jungen nährten. Weil sie das Gefühl hatte, ihnen auf der Tasche zu liegen, beschloss Oma Sanea, wenigstens Strom, Gas und Telefon von ihrer Rente zu bezahlen. Mutter und Vater hoben ratlos die Schultern, doch die Umstände zwangen sie, ihre Hilfe anzunehmen. Außerdem machte sich Oma Sanea, die nun mit Iulian das kleine Zimmer teilte, daran, die Parks und den jungen Wald zwischen Rîșcanovca und Poșta Veche zu durchstreifen, um die zahllosen Flaschen einzusammeln, die dort wie Pilze aus dem Boden schossen. Später sollte die Transformation, der gesellschaftliche und wirtschaftliche Umbruch nach 1989, dieses Gebiet in eine illegale Müllhalde und einen Treffpunkt für Drogensüchtige verwandeln. Mit verbissener Ausdauer las sie bis in die Dämmerung hinein Kefir-, Milch- und Mineralwasserflaschen auf – und natürlich Wodka- und Weinflaschen, von denen es geradezu Unmengen gab. Alle Müllmänner und Straßenkehrer kannten sie. Mit ihrem Flaschensammeln verdiente sie Woche für Woche etwa zehn Rubel, von denen sie Iulian Fruchteis, Snejok-Bonbons, Maisflocken und Buratino-Limonade mitbrachte. Bisweilen meinte die Mutter,

Auberginen und Tomaten seien für den Jungen gesünder als all die Süßigkeiten. Ein anderes Mal drängte der Vater sie heimlich dazu, lieber Wodka oder Kognak mitzubringen. Immer wenn die Mutter zum Markt nach Străşeni fuhr, um ihre handgestrickten Mohairblusen zu verkaufen, tranken die beiden sich einen kleinen Schwips an. Unter der Last der Einkaufstaschen gebeugt, kehrte die Mutter spät zurück und stellte sie zur Rede. Der Streit ließ nicht lange auf sich warten. Der Vater schrie, er arbeite im Werk wie ein Sklave, während die Mutter ihm bei jeder Gelegenheit etwas anhängen wolle. Oma Sanea beteuerte, den Vater treffe keine Schuld, schließlich habe sie ihrem Schwager etwas Gutes tun wollen. Müde und erschöpft meldete Iulian zaghaft Zweifel an der Unschuld seines Vaters an, der ihm schneidende Blicke zuwarf. Nachts wurde die kleine Wohnung vom infernalischen Schnarchen des Vaters und vom unverständlichen Gemurmel der Oma Sanea erfüllt, wodurch die Gedanken an den Tod, die den nachdenklichen Pionier ohnehin schon quälten, noch unerträglicher wurden. Iulian war schweigsam und grüblerisch geworden, seit dem Tag, an dem die Mutter aus dem Krankenhaus zurückkehrte – ohne das lang erwartete Brüderchen. Sobald er sie wiedersah, verstand er alles: Abgemagert und voller Bitterkeit brachte sie kaum ein vernünftiges Wort heraus, als wäre sie nicht mehr dieselbe. »Dein Vater und ich haben es uns gründlich überlegt … Es wäre im Moment zu schwer für uns, wenn du ein Brüderchen hättest. Aber in zwei, drei Jahren bekommst du eins …«, sagte die Mutter und knetete nervös ihre Hände.

Diese Worte brannten ihm im Herzen. Die Art, wie die Mutter sie ausgesprochen hatte, überzeugte ihn davon, dass er niemals einen Bruder oder eine Schwester bekommen würde und für immer allein bleiben müsse. In einer schlaflosen Nacht schoss ihm ein noch furchtbarer Gedanke durch den Kopf: Eigentlich hätte auch er selbst nie existiert, wenn er nicht vor dem Brüderchen geboren worden wäre, das zum Sterben bestimmt gewesen war.

Er lebte einzig deshalb, weil er der Erstgeborene war. Doch dass ausgerechnet er zuerst gekommen war, war reiner Zufall – etwas, das nicht einmal der Generalsekretär der KPdSU hätte lenken können. Folglich existierte eine von unserem Willen unabhängige Wirklichkeit, die das Vertrauen in eine helle und vorhersehbare Zukunft empfindlich erschütterte. Tag und Nacht dachten sie darüber nach, wie sie zu Geld kommen könnten. Verwundert stellten sie fest, dass die Apothekerin Vera Nikanorovna, eine arme Witwe aus dem Nachbarblock, es geschafft hatte, eine Waschmaschine zu bekommen. Sie konnten es sich nicht einmal leisten, die Wände zu tapezieren, geschweige denn eine Waschmaschine zu kaufen. Die Hände der Mutter waren immer wund und schrumpelig. Immerhin schafften sie sich einen Staubsauger an, der sonntags wie eine Sirene heulte, und im Laufe von zehn Jahren außerdem zwei Perserteppiche, den Fernseher, der ständig repariert werden musste, den Kühlschrank, einen Plattenspieler, drei Kristallvasen, einen Herd und ein Sofa. Sie lebten äußerst sparsam und leisteten sich schließlich Parkett. Die winzige Küche ließen sie fliesen, für das Bad fehlte dann das Geld. Jede Anschaffung war ein kleiner Triumph in einem Krieg, der ein ganzes Menschenleben dauerte.

> DIE SCHRIFTSTELLERIN A. L.: *Das Dorf Baurci verfügt über drei Schulen, Kinderkrippen und Kindergärten, ein Krankenhaus, eine Entbindungsstation, ein Geschäft für Industriewaren sowie eine Buchhandlung. Im vergangenen Jahr erwarben die Kolchosbauern 180 Kühlschränke. 108 Bürger stehen gegenwärtig auf der Warteliste für einen Personenkraftwagen. Ganz zu schweigen von den neuen, schönen und geräumigen Häusern, die sie sich errichten. »Der Staat unterstützt uns in hohem Maße« – diesen Satz hörte ich Dutzende Male, ausgesprochen mit Achtung, Vertrauen und Dankbarkeit.*

Für Vladimir Vladimirovici waren drei Dinge heilig: das Parkett, seine Werkzeuge und die Dokumente. Jeden Sonntag stand er sehr früh auf und bohnerte kniend das Parkett, bis ihm der Schweiß in Strömen lief. Das war zu einem Ritual geworden, das ihm den Rest seiner Energie entzog. Die Wohnung glich danach einer Schlittschuhbahn. Oma Sanea verlor den Halt, stürzte zu Boden und stieß einen durchdringenden, herzzerreißenden Schrei aus. »Was ist denn in dich gefahren?«, fuhr der Vater sie an. Schon bei einem einzigen Wassertropfen auf dem Parkett ging er an die Decke. Ständig hielt er Iulian vor, dass das teure Parkett keine Nässe vertrage. In einem kleinen Schränkchen auf dem Balkon lagen dicht gedrängt Werkzeuge, die einen wahren Schatz darstellten. Keiner hatte das Recht, das kleine Schränkchen anzurühren, in dem der Schweißbrenner, die Putzwalze, Schraubendreher, Schrauben, Nägel, Kombizangen, Rund- und Dreikantfeilen, Muttern, Gewindestäbe, Lager, Eisensägen, Hämmer, Rohrmuffen sowie einige Raspeln und kleine Metallschilder lagen und vor sich hin rosteten. Zwischen dem ganzen Metallkram standen eingeklemmt ein Gläschen mit Kitt und eines mit Bronzepulver. Weil der Vater den Inhalt des Schränkchens bis ins kleinste Detail kannte, war es gefährlich, auch nur ein paar Nägel daraus zu entwenden. Aber nichts war ihm so wichtig wie die Dokumente. Es galt, sie wie seinen Augapfel zu hüten und sie an einem sicheren Ort zu verwahren, zu dem Besucher keinen Zugang hatten.

»Ohne Ausweis bist du ein Niemand!«, erklärte ihm der Vater. »Ohne Dokumente nimmt dich keiner ernst! Verstehst du?«

Iulian verstand es nicht.

Je mehr Jahre vergingen – die alle genau gleich verliefen –, desto mehr wurden sie in dem Gefühl bestärkt, dass alles von Jahr zu Jahr schlechter wurde. Mit jedem neuen Jahr wurden sie müder und älter und legten umso verbissener Geld zurück. Sie arbeiteten nur noch aus Gewohnheit, gekrümmt unter dem Gefühl allgegenwärtiger Vergeblichkeit. Sie konnten sich anstrengen, so viel sie woll-

ten – ihre Löhne blieben unverändert. Nur ein Wunder hätte ihrem grauen Alltag eine andere Richtung geben können, ihrem Leben, in dem alles seinen vorgezeichneten Gang zu gehen schien. Auch der Wohnblock zeigte viel zu früh erste Verschleißerscheinungen. Die Dachpappe war rissig geworden, und weil sie ganz oben wohnten, sickerte das Regenwasser die Balkonwände hinunter. Die Wettervorhersagen, die sie früher kaum beachtet hatten, bekamen nun eine Bedeutung und wurden jeden Morgen aufmerksam verfolgt. Starkregen machte ihnen inzwischen regelrecht Angst. Sie baten Oma Sanea, an solchen Tagen nicht zum Flaschensammeln zu gehen, sondern zu Hause zu bleiben und gegen das Wasser anzukämpfen, das sich auf dem Balkon sammelte. Oma Sanea bereitete sich auf den Kampf vor, indem sie eine Waschschüssel, einige Einmachgläser und einen riesigen Lappen, der einst ein Bademantel gewesen war, auf den Balkon brachte. Der Vater suchte den Vorsitzenden der Wohnungsverwaltung auf und beschwor ihn förmlich, endlich das Dach instand setzen zu lassen. Leicht gereizt versprach der Mann, das Problem werde behoben. Daraufhin stiegen ein paar lustlos wirkende Gestalten aufs Dach, werkelten dort den ganzen Tag herum und fuhren sich gegenseitig an. Der Balkon stand trotzdem weiterhin unter Wasser. Schließlich deckten die Bewohner der obersten Etage ihre Balkone mit Wellplatten ab, um das Regenwasser fernzuhalten. Die Feuchtigkeit nahm zwar ab, doch der Schimmel blieb. Das Dach musste endlich ordentlich instandgesetzt werden. Also suchten sie Unterstützung bei den Nachbarn aus den unteren Etagen. Doch die winkten ab: Das Dach interessiere sie nicht. Bei ihnen sei die Toilette verstopft.

> DER SCHRIFTSTELLER G. M.: *Jeder sorgt für das Wohlergehen aller, und alle sorgen für das Wohlergehen jedes Einzelnen. Hat es jemals einen solchen Staat auf der Welt gegeben? Niemals! Allenfalls in den Träumen der Weisen vergangener Zeiten war er zu erahnen.*

Mit der Zeit häuften sich die Ärgernisse: Der Kalk an den Wänden blätterte ab, Steckdosen und Schalter sprühten immer wieder Funken, der dröhnende Kühlschrank gab nach einem Kurzschluss den Geist auf, die verrosteten Rohre tropften, die gusseiserne Badewanne wurde trotz verbissener Putzerei immer gelber, in der winzigen Küche lieferten sich Kakerlaken und Ameisen erbitterte Schlachten – im Winter meist mit einem Sieg der Kakerlaken.Die Insektengifte versagten, die Motten, die Erzfeinde der Mutter, fraßen sich systematisch durch Teppiche und Kleider, jemand hatte den Briefkasten geklaut, auf den Möbeln tauchten Kratzer auf, die den Vater rasend machten, und Iulian musste sich regelmäßig Drohungen anhören. Die Kredite lasteten schwer auf ihnen. Sie versanken immer tiefer in Schulden. Schlimmer noch: Jeden Tag musste gegessen werden. Oft quetschte sich der Vater in einen Bus, der bis auf den letzten Platz mit Bauern gefüllt war und nach Schweiß, Erde und Vorräten roch, und fuhr in das zweihundert Kilometer von Chișinău entfernte Dorf seiner Tante Taliusea. Wenn er zurückkehrte, brachte er Kartoffeln, Knoblauch, Aprikosen- und Himbeermarmelade, Nüsse und bisweilen ein Huhn oder einen Truthahn mit. Die Himbeermarmelade der Tante Taliusea war Iulians besondere Schwäche. Eine Gewissheit bewahrte sie jedoch davor, völlig zu verzweifeln: Es gab Menschen, die noch härter vom Schicksal getroffen waren – Familien, die in engen, zwölf Quadratmeter großen Wohnheimzimmern lebten, in denen es nach Borschtsch und Urin roch, Eltern, die ihre Kinder bei Unglücken verloren hatten, einsame, verarmte Gestalten. Diese Eltern gehörten zu den Toten unter den Lebenden. Eine trauernde Frau wollte ihrem Leben ein Ende setzen und wurde schließlich in eine Nervenheilanstalt eingewiesen, während ihr Mann seinen Verstand im Alkohol ertränkte. Iulian erschauerte bei den offiziellen Nachrichten über das elende Dasein der Werktätigen und der Schwarzen in den kapitalistischen Ländern.